

Oberflächliche Gedanken zum profunden Erlebnis meiner Geburt

Autor(en): **Sorell, Walter / Barth, Wolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 51-52

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-616048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Oberflächliche Gedanken zum profunden Erlebnis meiner Geburt



Illustration: Barth

Ich vergesse Namen so leicht. Aber ich bin sicher, dass es ein griechischer Weise war, der sagte: Nicht geboren zu werden ist das Beste. Aber von Millionen passiert das kaum einem von uns. Selbst der griechische Weise ist dem nicht entgangen. So brauche ich mich nicht zu sehr zu schämen, dass es auch mir nicht gelang.

Das mit dem Licht-der-Welt-Erblicken darf man nicht zu ernst nehmen. Es ist eher symbolisch gemeint, wie alles andere im Leben. Wir kommen zwar nicht blind zur Welt, aber mit einiger Berechtigung drücken wir beim ersten Anblick dieser Welt die Augen zu. Es ist für mein ganzes Leben symptomatisch geworden, dass das Licht, das ich zuerst erblickte, Zwielficht war. Ich hätte mich über die sonderbare Stunde des Tages und der Weltgeschichte wundern sollen – wie ich mich jetzt kenne, habe ich es auch vielleicht getan –, in der ich auf jene einsame und abenteuerliche Mis-

sion in die Weltgeschichte geschickt wurde, die der Mensch leichtfertig und, um einer peinlicheren Definition aus dem Wege zu gehen, einfach das Leben nennt.

Als potentieller Homo sapiens muss ich mich gewundert haben, was das alles zu bedeuten habe, plötzlich allein und nackt in der Helle des Zwielfichts zu sein, ohne wohlverdienten Schutz und Nahrung. Im ersten Augenblick der Verwunderung, wie und warum das alles gerade mir geschah, habe ich den obligatorischen Schrei der Furcht und des Protestes vergessen. Aber dann muss ich diese vielen ängstlichen, fragenden Blicke auf mir gefühlt haben und, auch den ersten Schlägen des Lebens nachgebend, glaubte ich, allen mit meinem Urschrei entgegenkommen zu müssen.

Lachende Stimmen schwirrten um meinen Kopf. Ich war schon damals genügend selbstbewusst,

um all diese Freude um mich herum auf mich zu beziehen. Was hätte denn sonst der Grund dafür sein können als ich, der ich gerade als Gast des Lebens angekommen war, ein Wesen voller Wunder und Rätsel, das Verwunderung und Rätselraten hervorrief. Aber was mich dabei schockierte, war die unleugbare Tatsache, dass alles meinerwegen geschah, ohne dass man mich jedoch wirklich miteinbezog. Ein Gefühl des Einsamseins erfasste mich. Ich muss mir dessen bewusst geworden sein, dass etwas Unheimliches mit dem Geheimnis unserer Einsamkeit verbunden ist, dass ich mit Gedanken werde leben müssen, die ich mit niemandem werde teilen können, dass so viel in mir gefangen bleiben muss, ängstlich von meinen eigenen Qualen gehütet. In jener Geburtsstunde wusste ich noch nicht genug von Franz Kafka, aber im Unterbewusstsein muss ich mich mit seinen Gedanken identifiziert haben.

Da fiel mir auch der englische Schriftsteller Samuel Butler ein, der einmal schrieb, Selbstmord sei nur in den ersten Stunden unserer Existenz gerechtfertigt. Ich habe diesen Ausspruch mein ganzes Leben nicht vergessen können. Der Gedanke quälte mich, dass ich da eine nie wieder kommende Gelegenheit vielleicht versäume. Aber so beginnt die Ironie des Lebens: Wenn es gerechtfertigt wäre – ich berufe mich auf Samuel Butler –, der Versuchung, das Leben zu versuchen, ein für allemal zu widerstehen, ist man noch nicht stark genug, die Sache in seine Händchen zu nehmen. Zweifellos war ich unter jenen vielen, die die erste Lebensfrage mit einem bejahenden Schrei beantworteten. Ich bin

sicher, dass dies in unserer Unerfahrenheit die leichteste Entscheidung war, die wir jemals zu treffen hatten.

Solche und ähnliche Gedanken mussten mich sicherlich beschäftigt haben, als ich bemerkte, dass ich mich in einem kleinbürgerlichen Milieu der alten Kaiserstadt Wien befand und dass ich nichts anderes als eine kleinbürgerliche Konversation erwarten konnte, Ausrufe der Hoffnung sowie das Flüstern von Furcht und Zweifel. «Ich möchte nur ein normales Kind haben», wiederholte meine Mutter, worauf die Hebamme energisch unterstrich, dass nichts fehle oder am unrichtigen Platze sei. Ich habe später ihren Erzählungen die unnötigsten Informationen und uninteressantesten Details aus meinem frühen Leben entnommen. So erfuhr ich, dass mehrere Familienmitglieder meine Eltern an jenem Abend zufällig besucht hatten, an dem mich meine Mutter in ihrem Schlafzimmer zur Welt brachte, und dass alle bei Tisch sassen, um sich an einem ungarischen Gulasch mit Semmelknödeln zu ergötzen. Ich habe auch von ihr die genaue Stunde meiner Geburt erfahren, eine Tatsache, die bisher nur Astrologen zugutegekommen ist.

«Es ist ein normales Kind», wiederholte die Hebamme im professionellen Ton. Obwohl niemand ganz genau weiss, was normal ist, wusste meine Mutter sehr wohl, was sie meinte. Sie wollte nicht ein Monstrum zum Sohn haben, auch nicht ein missgebildetes oder zurückgebliebenes Kind. Ich muss gestehen, dass ich damals den Stossseufzer der Erleichterung mit meiner Mutter

teilte. Ich hatte immer meine Bedenken, wenn ich den Ausspruch hörte, dass Raphael derselbe grosse Maler geworden wäre, der er war, wäre er auch ohne Arme und Hände geboren worden. Und als es mir zu jener Stunde zum Bewusstsein kam, dass meine Hände und Arme da waren, war ich mehr als glücklich, dass Raphael dieser Prüfung nicht ausgesetzt war.

Meine Grossmutter, mein Vater und Onkel Bernhard gaben ihre aphoristischen Weisheiten von sich, wie es sich für eine solche Gelegenheit ziemte. Nur Onkel Leopold, das schwarze Schaf der Familie, sagte nichts. Er nahm sein Glas Bier mit in das Schlafzimmer meiner Mutter, die müde, aber glücklich ihren Arm um mich hielt. Anstatt – wie es jedes Baby erwartet – seinen Finger in meine Wange mit der Bemerkung zu bohren: «Tsatsatsa, na was macht denn der Kleine?» tauchte er den Zeigefinger in das Glas Bier. Sein Finger balancierte die Schaumperlen des Getränkes, die in dem spärlichen Gaslicht unheimlich glitzerten. Dieser Finger näherte sich meinen Lippen mit apokalyptischer Unentrinnbarkeit und mit dem Zynismus einer bösen Fee. Bevor noch meine Mutter etwas dagegen tun konnte, hatte Onkel Leopold schon seinen Bierfinger um meine Lippen geschmiert.

«Er kann nicht früh genug lernen, sich des Lebens zu erfreuen», brüllte er und lachte sein lautestes Biergelächter. Anscheinend reagierte ich mit stoischer Ruhe auf diese erste Attacke gegen meine ästhetische Sensibilität, besonders wenn man bedenkt, dass ich Milch und nicht Bier erwartet habe. Mein eigenes Erinnerungsvermögen an diesen Zwischenfall ist ziemlich vage, doch die unausbleibliche Lebensreaktion setzte ein. Seit der ersten Kostprobe in der ersten Stunde meines Lebens habe ich nie mehr einen Tropfen Bier zu mir genommen. Nun, niemand kann behaupten, dass diese Stunde für mich nicht ereignisreich war: zuerst das Trauma, das Zwielficht einer fragwürdigen Welt zu erblicken, und dann der Bierschock. Andererseits jedoch, was Onkel Leopolds Verkündigung betrifft, dass ich nicht früh genug lernen könnte, das Leben zu geniessen, so gestehe ich, dass ich der Erfüllung dieser Prophezeiung mein ganzes Leben mit aller Anstrengung entgegengearbeitet habe. Heute, da mein rechter Fuss schon tief im Schnee des letzten Winters steckt, möchte ich nur noch ergänzend hinzufügen, dass man auch nicht spät genug damit aufhören kann, das Leben, wenn auch ohne Bier, voll zu geniessen.

